Die Kardinäle Alfred Bengsch und Georg Sterzinsky in der Erinnerung ihrer Sekretäre

Vortragsabend des Diözesangeschichtsvereins am 16. Juni 2015

Joachim Busl (+)

Alfred Kardinal Bengsch in der Erinnerung des Bischöflichen Sekretärs 1969 bis 1976

Erzbischof Alfred Kardinal Bengsch war der erste und bisher letzte Berliner Bischof, der auch in Berlin geboren wurde (am 10. September 1921). Um seine Persönlichkeit zu verstehen, sollte man den Geburtsort als Hintergrund mit bedenken. Damit ist nicht unbedingt der Berliner Dialekt gemeint, obwohl Kardinal Bengsch diesen auch beherrschte, niemals aber in der Predigt „berlinerte". Das typisch Berlinische hat er einmal selbst in einem Vortrag erwähnt. Er berichtete von einer Berlinerin, die den Abschluss zur Ausbildung als Seelsorgehelferin (heute Gemeindereferentin) in Magdeburg absolviert hatte und danach über ihre Zeit im Seelsorgehelferinnenseminar bemerkte: „Ganz so schlecht war det eijentlich ooch nich", was das höchste Lob für eine Sache aus einem Berliner Mund darstellte.

Überschwängliche Begeisterungsäußerungen waren nicht seine Sache. Was er sagte, war immer konsequent. Er durchschaute eine Sache sofort und nannte bei allen Überlegungen sofort auch die Dinge, die daraus erwachsen würden. Das galt besonders für Überlegungen in der Pastoral, in der Theologie, bei Struktur- und Personalfragen, besonders aber bei politischen Urteilen unter einer kommunistischen Diktatur und unter den Bedingungen der Verantwortung für eine Diözese in zwei gegensätzlichen Gesellschaftssystemen. Mancher hat ihm sein konsequentes Denken übel genommen und ihn daher vorschnell in eine ideologische Ecke gestellt. Für viele war er daher einfach „konservativ" und nicht flexibel. Solche Pauschalurteile sind einfach primitiv. Man könnte sie leicht anhand der vorhandenen Dokumente widerlegen.[1]

[1] Zu Fragen der Auseinandersetzung mit den staatlichen Stellen der DDR, dem Staatssekretär für Kir-

Der frühere Aachener Bischof Klaus Hemmerle hat in einem Vorwort zu einem Buch mit Ansprachen und Predigten Kardinal Bengschs ihn treffend beschrieben:

> *„Seine Persönlichkeit war klar und stark. Sein Berliner Humor, die treffende und manchmal wie lässig hin geworfene Formulierung zeichnete seinen Stil ebenso wie die Souveränität, Zusammenhänge mit einem Blick zu erfassen, Perspektiven aufzureißen, Konsequenzen, an die keiner dachte, ins Sichtfeld zu rücken.*
> *Die Persönlichkeit von Kardinal Bengsch war ungewöhnlich, ungewöhnlich aber auch die Last, die er zu tragen hatte."*[2]

Kardinal Bengsch war groß von Statur, hatte eine kräftige Stimme, ein äußerst klares Denken, eine außerordentliche Fähigkeit zu formulieren und dabei zugleich theologisch schwierige Sachverhalte so zu verkünden, dass sie keine dogmatische Vorlesung wurden oder gar mit nicht ganz stimmigen Bildern versetzt werden mussten. Dabei war er feinsinnig und auch gemütsbetont. Er liebte Mozart und Händel, besonders das Halleluja, das nach seinem Wunsch auch zu seinem Requiem erklang.

Dass er in der Zeit vom Eintritt in das Fuldaer Priesterseminar (1940), während seiner Einberufung zum Wehrdienst, während der Kriegsjahre bis zu seiner Priesterweihe (1950) Tagebuch geführt hat, war mir nicht bekannt. Nach seinem Tod hat sein Bruder diese Aufzeichnungen veröffentlicht. Darin finden sich auch Gedichte, die seine Persönlichkeit beschreiben: Unter dem 6. Juni 1942 findet sich dieses Gedicht:

An meine Freunde

Soll ich euch sagen, wen ihr liebt?
Die Maske liebt ihr, nicht den Mann!
Ihr kennt den Schreiber meiner Briefe
Und die Fassade schöner Gesten,
Ihr kennt ein Bild von mir - nicht mich!

Vielleicht, ihr Lieben, wißt ihr es,
Wie hart sie ist und unerbittlich,
Die nie zufriedene, die Wahrheit.

---

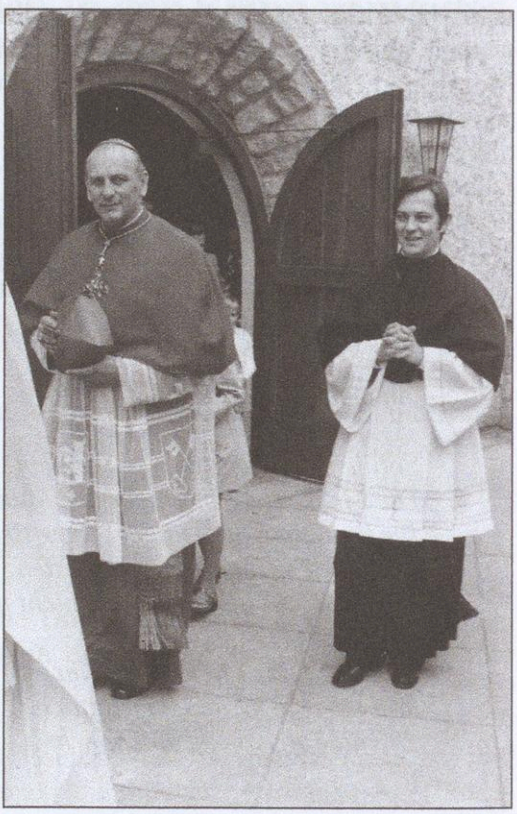
chenfragen, zur gesamten Kirchenpolitik, den diesbezüglichen Aktivitäten zum Heiligen Stuhl, zur Situation der Kirche in der DDR überhaupt vgl. MARTIN HÖLLEN, Loyale Distanz? Katholizismus und Kirchenpolitik in SBZ und DDR - Ein historischer Überblick in Dokumenten, Bd. 2: 1956-1965; 3/1: 1966-1976; 3/2: 1977-1990, Berlin 1997-2000.

[2] ALFRED BENGSCH, In der Schule des Glaubens. Ansprachen und Betrachtungen, München 1980, S. 5.

Ach vor sich selber wahr zu sein,
Ist schon zu schwer für viele, - aber
Vor euch entblößt zu stehen, dies
Erlaßt mir! Es genüge, daß ich
Zu sein versuche, was ich scheine.[3]

Als ich zum 1. Mai 1969 als Sekretär zu Kardinal Bengsch kam, „residierte" er in der Gürtelstraße 8 in Weißensee im Osten Berlins. Kardinal Bengsch wohnte damals in einer Zwei-Zimmerwohnung mit Bad, einem kleinen Besprechungszimmer und einem Speisezimmer in der ersten Etage eines aus dem Ende des 19. Jahrhunderts stammenden ehemaligen Waisenhauses Barmherziger Schwestern, das damals neben einer Kindertagesstätte dem Ost-Berliner Caritasverband als Verwaltungsgebäude diente.

Damals interessierte es keinen Journalisten, dass der Kardinal in einer einfachen Wohnung in einem vielleicht auch als „Arbeiterbezirk" geltenden Berliner Viertel - noch dazu in „Ost-Berlin" - wohnte. Als Anfang Dezember 1972 das neben der St. Hedwigs-Kathedrale mit vielen Mühen, Komplikationen und sogar Verhandlungen auf höchster staatlicher Ebene erstellte Bernhard-Lichtenberg-Haus von ihm bezogen werden konnte, war es nun eine Drei- Zimmer-Wohnung in der fünften Etage eines „DDR- Plattenbaus", - wieder eines Verwaltungsgebäudes - das nach Ansicht eines Journalisten bei seinem dritten bischöflichen Nachfolger als nicht mehr zumutbar erachtet wurde.



Kardinal Bengsch und Domvikar Busl bei einem Gemeindebesuch

Kardinal Bengsch hatte die Weißenseer Wohnung als Weihbischof des in West-Berlin residierenden Bischofs Kardinal Julius Döpfner nach seiner Weihe am 11. Juni 1959 bezogen. Bereits im Septem-

[3] Alfred Bengsch, Die Hoffnung darf nicht sterben. Tagebuch 1940-1950, ausgew. u. hrsg. von Leo Bernhard, München- Zürich- Wien 1981, S. 52.

ber wurden in seiner Wohnung Abhörgeräte des Staatssicherheitsdienstes der DDR entdeckt. Das bewirkte, dass sich der Kardinal wohl bis zu seinem Tod nie ausführlich am Telefon äußerte. Ich habe kaum erfahren, dass er selbst jemals zum Hörer gegriffen hätte. Wenn es dennoch einmal sein musste, war er äußerst einsilbig und von den „Mithörern" wohl kaum verwertbar.

Diese Taktik hat er auch im Bernhard-Lichtenberg-Haus angewandt, wo bei bestimmten Gesprächen entweder der Plattenspieler oder das Musikprogramm des Radios lief. Auch bei den Grenzübergängen von und nach West-Berlin hat er bei den Passkontrollen Brevier gebetet und nicht gesprochen, wohl wissend, dass die Richtmikrophone der „staatlichen Organe" alles aufzeichnen würden. Nach der Wende wurde dennoch bekannt, dass die Richtmikrophone neben dem Bernhard-Lichtenberg-Haus die Wohnung des Kardinals im Visier hatten, doch die Unmenge der Aufnahmen die Auswerter überforderte.

Zu meinen Aufgaben als Sekretär gehörte es, die Predigten, Vorträge und sonstigen öffentlichen Äußerungen des Kardinals danach vom Manuskript in eine Reinschrift zu bringen. Dazu muss man wissen, dass der Kardinal eine Vorliebe für „gebrauchte Zettel" nach Art bereits verwendeter Papiere hatte. Es konnte auch einmal ein herausgerissenes Blatt eines Heftes oder ein schon auf einer Seite beschriebenes Blatt sein.

Kardinal Bengsch war ein begnadeter Prediger, ein Meister des Wortes, der von sich in aller Demut in seinem Abschiedswort vom 27. November 1979 gesagt hat:

> *„Für meinen Bischofsdienst habe ich mir als Wahlspruch das Wort des Apostels Paulus ausgesucht: Helfer eurer Freude. Ich wollte Helfer zur Freude an der Frohbotschaft unseres Herrn sein. Vieles, was ich dazu getan habe, wird vielleicht unzureichend gewesen sein.*
> *Aber Gott ist mein Zeuge, dass ich immer darauf bedacht war, sein Evangelium unverkürzt zu verkünden. Denn das Evangelium, so sagt der Apostel im Galaterbrief, ist nicht Menschenwort. Und er sagt dort auch das harte Wort: „Wenn jemand euch ein anderes Evangelium verkündet, als ihr empfangen habt, so sei er verflucht!"*[4]

Kardinal Bengsch hat alle Predigten, Vorträge und sonstigen Texte mit großer Sorgfalt vorbereitet. Meist bis spät in die Nacht hin verfasste er die Gliederung der Predigt. Dabei hielt er sich strikt an die für den Tag oder den Anlass vorgesehenen neutestamentlichen Perikopen. Er benutzte dazu immer den griechischen Text aus seinem „Novum Testamentum Graece et Latine", dem „Nestle", Ausgabe 1937, das auf der ersten Innenseite seinen Namen und die Jahreszahl 1940 trägt. Am nächsten Morgen hat er die Gliederung ausgearbeitet und den Text weitgehend in vollständigen Sätzen ausformuliert. Auf der Fahrt zu Fir-

[4] Alfred Bengsch – der Kardinal aus Berlin, hrsg. vom Bischöflichen Ordinariat Berlin (West), Berlin 1980, S. 158.

mungen oder anderen gottesdienstlichen Veranstaltungen hat er den Text dann im Auto auswendig gelernt. Vorgetragen hat er den Text grundsätzlich freisprechend. Das hat z.B. in Bamberg beim Otto-Jubiläum im November 1974, der ersten durch die DDR-Behörden genehmigten Reise in die sog. „BRD" Aufsehen erregt. Die deutschen Bischöfe haben sonst immer vom Manuskript abgelesen – der Dokumentierbarkeit des gesprochenen Wortes wegen. Die freie Rede des Berliner Bischofs war ungewohnt.

Ich muss gestehen, dass ich bei keiner Predigt des Kardinals jemals in der Versuchung war, „abzuschalten" – und das durch mehr als sieben Jahre lang.

Man kann gewiss sagen: Kardinal Bengsch hat die Liebe zum Kreuz zur Kernaussage seiner Verkündigung gemacht; sie war zugleich Grundthema und Hoffnung seines Lebens. 1969 sagte er vor der Studentengemeinde in Dresden: „Das Kreuz Christi ist der absolute Maßstab des Christlichen, denn es gibt keinen anderen, von dem aus das Christliche beurteilt werden könnte. Dabei ist das in der Kirche verkündigte und geglaubte Kreuz gemeint, d.h. der Mensch Jesus Christus, der Sohn Gottes, gekreuzigt und auferstanden zu unserem Heil."[5]

Die Schwierigkeit des einen Bistums in zwei verschiedenen gesellschaftlichen und politisch sich feindlich gegenüberstehenden Systemen brachte Verdächtigungen von beiden Seiten, in Ost wie in West, mit, Handlanger des jeweils anderen „Systems" zu sein. Auch dies musste Kardinal Bengsch erfahren. In der Zeit der sogenannten vatikanischen Ostpolitik stand er dem Heiligen Stuhl skeptisch gegenüber, der dem Drängen der DDR nach politischer Anerkennung der Eigenstaatlichkeit auch kirchlicherseits durch Anerkennung der Staatsgrenzen als Kirchengrenzen in Gefahr stand nachzugeben. Er kämpfte weiter für die Aufrechterhaltung der Einheit des Bistums und der Einheit der Kirche in Deutschland. Doch dies änderte nichts an seiner Treue zum Nachfolger des hl. Petrus.

Welche Belastungen psychischer und physischer Art etwa die sog. „West-Berlin-Tage" waren, begonnen seit dem Mauerbau 1961 bis zum Tod des Kardinals, kann man sich heute kaum mehr vorstellen. Vorausgegangen waren Ausreiseantragstellungen über den Sekretär der Berliner Ordinarienkonferenz an den Staatssekretär für Kirchenfragen bei der Regierung der DDR, dann die Erteilung der Visa für die Aus- und Wiedereinreise in die Hauptstadt der DDR vierteljährlich für drei Tage pro Monat bis 1973, danach für 30 Tage im Vierteljahr. Da der Kardinal in Ost-Berlin residierte, konnte er nicht in West-Berlin übernachten, musste also bis 24.00 Uhr wieder nach Ostberlin zurückfahren. Ab 1973 durfte neben dem Sekretär und dem Fahrer auch der Weihbischof oder ein Ordinariatsrat den Bischof begleiten.

[5] A. Bengsch, Hoffnung (wie Anm. 3), S. 5 (Vorwort).

Dass auch einige der wichtigsten Mitarbeiter der Bistumsleitung im Westberliner Ordinariat nicht immer loyal den Kardinal unterstützen, ist hinreichend bekannt. So konnte z.B. seine dezidierte Stellungnahme zur Enzyklika „Humanae vitae" im August 1968 der Deutschen Bischofskonferenz nicht vorgelegt werden, weil der Berliner Generalvikar diese absichtlich nicht rechtzeitig weiterleitete.[6]

Der Ablauf eines solchen West-Berlin-Tages gestaltete sich in folgender Weise:

Anfahrt von Berlin-Weißensee bzw. vom Bernhard-Lichtenberg-Haus zum Grenzübergang „Invalidenstraße": Kardinal „plenis coloribus", d.h. in Chorkleidung. An der Grenzkontrolle war der Koffer des Bischofs mit Talar zur Kontrolle vorzuweisen. Die Aktentasche des Kardinals war nach Vereinbarung mit dem Staatssekretär für Kirchenfragen tabu für die kontrollierenden „Grenzorgane", was nicht bedeutete, dass diese es nicht immer wieder versuchten, dennoch in die Akten des Kardinals Einsicht nehmen zu wollen. Wartezeiten an der Grenze, Kontrollen des Wagens, – immer – Kofferraum öffnen, Motorhaube öffnen, Versuche, das Wageninnere zu kontrollieren, Weigerung des Kardinals auszusteigen – Fahrer: „Das ist nicht üblich – seit 1961 (!)". Der Fahrer regelt die Passangelegenheiten; der Kardinal betet Brevier, der Sekretär ebenso. Der Wagen wird mit Spiegel von unten untersucht, der Koffer muss geöffnet werden, der Tankverschluss wird geöffnet, mit einer Stange in den Tank gefühlt. Da zu vermuten war, dass Richtmikrophone auf den Wagen gerichtet waren, wurde an der Grenze nicht gesprochen. Überwachungskameras hatten den Wagen immer im Bild.

Dann das Passieren der Grenzanlagen: West-Berlin. In der Invalidenstraße stand in Sichtweite der „DDR-Grenzorgane" immer Dompropst Prälat Haendly, der den Bischof in West-Berlin begrüßte. Meist stieg er in den Wagen des Kardinals, um erste Informationen aus dem Ordinariat oder den Gemeinden West-Berlins zu geben. Was man sich heute kaum vorstellen kann: es gab bis 1972 keine Telefonverbindung zwischen Ost und West; und als es sie nach 1974 gab, kam nach langem Wählen meist keine Verbindung zustande. Außerdem empfahl es sich nicht, kirchliche Interna über das Telefon zu verhandeln.

Danach Besprechungen oder Sitzungen im Bischöflichen Ordinariat in der Wundtstraße, Mittagessen in der Winklerstraße 6 im Grunewald, der sogenannten „Bischofswohnung", wo der Kardinal eine kleine Pause machen konnte. An den West-Berlin-Tagen mussten Firmungen, Altar- sogar Kirchenkonsekrationen erfolgen. Immer musste der Kardinal bis 24.00 Uhr die Grenze passiert haben. Bei der Rückfahrt Grenzkontrollen wie bei Einreise.

---

[6] Vgl. Ruth Jung, Ungeteilt im geteilten Berlin? Das Bistum Berlin nach dem Mauerfall, Berlin 2003, S. 129-142.

Kardinal Bengsch hat immer, wenn er nicht zu öffentlichen Gottesdiensten in den Pfarreien des Bistums oder in der Kathedrale verpflichtet war, täglich in seiner Hauskapelle zelebriert.

Häufig kamen Personen privat zu ihm, um zu beichten. Vielfach stand er zu bestimmten Zeiten auch in der Unterkirche von St. Hedwig zur Spendung des Bußsakramentes zur Verfügung.

Seine besondere Sorge galt den Priestern. Es traf ihn persönlich, wenn ein Priester sein Amt aufgab. Es gab keinen, den er nicht persönlich zu sich gebeten oder auch aufgesucht hatte, sofern dieser sich nicht dem Gespräch verweigerte. Bei allen nur möglichen Gelegenheiten suchte er das Gespräch mit den Mitbrüdern. Bei den sogenannten Pastoralkonferenzen in West-Berlin war er fast immer der Letzte, der zum „mitbrüderlichen" Gespräch blieb.

Seinen Urlaub verbrachte er alljährlich im St. Otto-Heim in Zinnowitz, damals ein Kinderkurheim, wo er am Ostseestrand seine „Kuhle" hatte und oft genug von Jugendlichen umringt war. Im Otto-Heim konnte es auch geschehen, dass er zur Klampfe griff und mit den ihn umringenden Kindern und Jugendlichen sang.

Neben dem Vorsitz der Berliner Ordinarienkonferenz (später Bischofskonferenz), den Romaufenthalten mit Kontakten zum Papst, zu den Dikasterien, bei Konsistorien und in Kongregationen, in die er berufen worden war, den Verhandlungen mit staatlichen Stellen beim Staatssekretär für Kirchenfragen, den ökumenischen Gottesdiensten, den Krankenhausbesuchen an Weihnachten, den Diakonen- und Priesterweihen, den Exerzitien für verschiedene Gruppen prägten einige wesentliche Ereignisse den Dienst Kardinal Bengschs in den Jahren meiner Sekretärstätigkeit:

Juli 1969 – Bischofssymposion in Chur / Schweiz zum Thema: „Der Priester in der Welt und Kirche von heute"

In Chur standen Priesterfragen im Mittelpunkt. Seine Stellungnahme fehlt in den Dokumentationen des Symposions. Damals gab es viel Druck von sogenannten Solidaritätsgruppen, jungen Priestern, die ihr Amt aufgegeben hatten, mit ihren Partnerinnen und Sympathisanten. P. Karl Rahner SJ, ein Berater des Symposiums, plädierte für Zulassung dieser Gruppen zu den Beratungen der Bischöfe. Kardinal Bengsch war dagegen. Er bat die anwesenden Bischöfe nach Darlegung von fünf Punkten um Abstimmung. Die Zulassung wurde mehrheitlich abgelehnt. In Rom nannte man Kardinal Bengsch nach seiner Stellungnahme[7] „Cardinale dei cinque punti" – Kardinal der fünf Punkte (seines Vortrags).

[7] Vgl. Bengsch - Kardinal (wie Anm. 4), S. 94-96.

März 1972 - Besuch bei Kardinal Wyszynski in Gnesen

Jenen berühmten Antwortbrief der deutschen Bischöfe auf die Grußbotschaft der polnischen Bischöfe auf dem Konzil (1965), der die Versöhnung zwischen beiden Ländern zum Inhalt hatte, hatten auch die Bischöfe der DDR unterzeichnet. Das führte zu schwersten Vorhalten der DDR-Regierung gegen den Vorsitzenden der Berliner Ordinarienkonferenz, Erzbischof Bengsch. Die Folge war, Kardinal Bengsch wurde eine Reise nach Polen verweigert. Er durfte zwar 1968 nach Japan reisen, nicht aber in das sog. „sozialistische Bruderland" Polen.

1972 wurde der Visumzwang zwischen Polen und der DDR aufgehoben. Kardinal Bengsch beschloss sofort, nun nach Polen zu reisen. Doch musste dies geheim bleiben. Der Staatssicherheitsdienst sollte keinerlei Vorahnung bekommen. Damit war verbunden, dass auch in Polen der Besuch eines Kardinals - der erste eines Kardinals aus der DDR - nicht zuvor publik gemacht würde. So fuhren Kardinal Bengsch und ich Anfang März 1972 inkognito nach Polen. Da Kardinal Bengsch selbst den kleinen Fiat an der Grenze bei Frankfurt/Oder steuerte und die „Grenzorgane" ihn nicht erkannten, erfuhr der Staatssicherheitsdienst der DDR erst Tage danach aus Polen von diesem Besuch.

März 1974 - Beerdigung Kardinal Komineks in Breslau

Ein zweiter Besuch Polens, diesmal nach Breslau, war für das Frühjahr 1974 geplant. Am 11. März, dem vereinbarten Termin zum Besuch in Breslau, erfuhr der Kardinal bei der Abfahrt, dass Kardinal Kominek soeben verstorben war. Wir fuhren dennoch, zunächst nach Warschau zum Primas. Kardinal Bengsch nahm dann mit Kardinal Wyszynski, Kardinal König, Wien, Kardinal Döpfner, München, und Kardinal Woityla, Krakau, an der Beerdigung im Breslauer Dom teil.[8]

1974 - Beerdigung von Kardinal Trochta, Leitmeritz

Kardinal Trochta, der in der NS-Zeit im KZ gesessen hatte und in der Ära des Stalinismus in mehreren Gefängnissen gelitten hatte, in Folge des „Prager Frühlings" rehabilitiert, nie aber von den staatlichen Machthabern als Kardinal anerkannt worden war, starb nach einem Verhör durch die kommunistischen Behörden, das durch psychische und körperliche Peinigung des alten Kardinals geprägt war. Die Beerdigung war eine der schmerzlichsten Begebenheiten, die die Unterdrückung der Kirche in der kommunistischen Tschechoslowakei erspüren ließ.

Pfingsten 1974 - Moskau und Sagorsk

Auf mehrmalige Einladung des russisch-orthodoxen Patriarchen Pimen reiste Kardinal Bengsch nach Moskau und Sagorsk. Dies war die notwendige Vorbereitung für eine Reise nach Litauen.

---

[8] Vgl. ebd., S. 105-108.

8. Dezember 1974 - Konsekration des restaurierten Hochaltars im Dom zu Brescia

Die Reise erfolgte auf Einladung durch den Bischof von Brescia, dessen Vorgänger Kardinal Quirini im 18. Jahrhundert ein bedeutender Mäzen für den Bau von St. Hedwig war. Hier zeigten sich die ersten Anzeichen der Bronchien-Erkrankung, die 1979 zum Tod Kardinal Bengschs führten.

August 1975 - Reise nach Litauen

Erster Besuch eines Kardinals in Litauen. Es war für die Gläubigen, aber auch für den Kardinal eine Stärkung im Glauben und die Erfahrung der weltumspannenden Kirche.

Dankbarkeit empfand der Kardinal für die Möglichkeit der relativen Freiheit der Kirche in der DDR – bei einem Essen in Kaunas sagte ein Priester: „An diesem Tisch sitzen heute 250 Jahre sibirischer Gefangenschaft".

1973 Pastoralsynode in Dresden

Nachdem in der Bundesrepublik die Synode in Würzburg einberufen wurde, zeigte es sich, dass auch auf dem Gebiet der Berliner Ordinarienkonferenz eine Synode nötig wurde, um den Weg der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu bestimmen. Sie wurde unter Leitung der Bischöfe gestellt – Kardinal Bengsch wurde Präsident. Es war ein „innerkirchlicher Vorgang" – 140 Delegierte aus allen Jurisdiktionsbezirken der DDR kamen zusammen. Öffentlichkeit, Presse, Fernsehen und Funk waren ausgeschlossen, es gab kein Zum-Fenster-Hinausreden, sondern eher ein „Zusammenraufen" – die „Aktiven" - Bischöfe wie Laien - kannten sich fast alle persönlich. Vorbehalte gegen den Kardinal gab es von einigen wenigen, die ihn nicht kannten (z.B. einige Studentenpfarrer) – er sei „konservativ", „dominierend". In der persönlichen Begegnung, z. B. in einer Pause der Beratungen, waren dann alle, die mit ihm sprachen, überrascht und erstaunt, dass er kein „abgehobener Kirchenfürst" war.

Kardinal Bengsch, dem man nicht nachsagen kann, er sei ein begeisterter Verfechter von Synoden gewesen, hat dann schon am Ende der 1. Session im März 1973 gesagt:

> *„Es gibt Veranstaltungen, einschließlich Synoden, zu denen ich, wenn es sein muß, mit dem Flugzeug fahren würde. Es gibt solche, zu denen ich auch eine längere Autoreise auf mich nehmen würde, es gibt solche, zu denen ich zu Fuß ginge bis zu 200 Kilometer, und die höchste Rangstufe ist: auch barfuß. Da ich nicht schwindeln will, muß ich sagen, diese höchste würde ich mir überlegen. Aber die zweite, es ist eine Relationsaussage, in Relation zu zahlreichen Synoden und Kongressen, die ich*

mitgemacht habe, die zweite zu Fuß, die könnte stimmen. Und das ist aus Berliner Mund, das müssen Sie glauben, ein hohes Lob."[9]

Dieses Zitat scheint mir typisch für Kardinal Bengsch.

[9] Ebd., S. 127.